

Siegfried Lenz – *Über das Mitleid*

Rede zur Verleihung des Lew Kopelew Preises

Köln am 29. März 2009

Wo ein Mensch unter Anklage steht, gelangen wir zu einer zweifachen Erkenntnis: Wir erfahren etwas über ihn, und wir erhalten einen Aufschluss über seine Zeit, über den Geist der herrschenden Gesetze. Die Anklage, der sich der Major der Roten Armee Lew Kopelew gegenüber sah, lautete auf „bürgerlich-humanistische Propaganda des Mitleids mit dem Feind“. Das Militärtribunal verhängte als damals angemessenes Strafmaß: zehn Jahre Straflager.

Die Begründung, die bei etlichen Militär-Richtern – auch in der westlichen Welt – Aufsehen erregte, bestand unter anderem darin, dass er fortgesetzt Einspruch erhob – Einspruch gegen die Gewohnheit siegestrunkenen Soldaten, zu plündern, zu vergewaltigen, sich zu nehmen, was ihnen am Ende des Krieges zugefallen war. Einmal sagte er mir: „Es gibt eine Schande des Siegers, und die besteht in der Versuchung, seinen Rachgefühlen freien Lauf zu lassen.“ Welch ein Beispiel an unerhörtem Verzicht, an Vergebung, zumal eingedenk des Erinnerungsgepäcks, das er mit sich trug: die verbrannte Erde, die deutsche Soldaten in seinem Land hinterlassen hatten, die Konfiszierungen, die unzähligen Toten.

Welch eine Kraft gehörte dazu, um in extremer Situation den Werten die Treue zu halten, die ihm zeitlebens so viel bedeuteten: Toleranz und Humanität. Was ihn dazu befähigte, macht sein Lebensbericht deutlich, den er selbst Beichte nennt: es ist das Mitleid.

Diese noble menschliche Empfindung beherrschte Lew Kopelew angesichts der Hungersnot in der Ukraine vor den gnadenlosen Urteilen einer staatlichen Bürokratie, und schließlich auch im Krieg, bei der Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee. Auch auf seinem Weg durch Lager und Gefängnisse, bei der Begegnung mit den Verurteilten, Erniedrigten und Beleidigten, ergriff ihn Mitleid und ließ ihn handeln, sei es mithilfe des Wortes, sei es, indem er Brot teilte.

Mitleid – für Lew Kopelew ist es kein revolutionärer Messianismus, sondern ein Ausdruck für die Sehnsucht nach Brüderlichkeit. Ähnlich wie bei Dostojewski, diesem Missionar des Mitleids, erfahren wir bei ihm, dass eine unannehmbare Welt nur gerettet werden kann durch Nächstenliebe. Von der Erfahrung ausgehend, dass fast jeder von vielfältigem Leid umgeben ist, werden wir darauf hingewiesen, dass der Mitleidende nicht nur gibt, sondern auch empfängt; indem er ein fremdes Schicksal mit seinem eigenen verbindet, öffnet er sein Verhältnis zur Welt. Das eigene Dasein erfährt eine Steigerung. Mitleid geht nicht nur auf in positivem Samaritertum, vielmehr gibt es dem, der es aufbringt, eine Kraft der Einfühlung, die wie von selbst zur Hilfsbereitschaft führt. Heinrich Böll erkannte in den Bekenntnissen seines Freundes Kopelew – so, wie diese sich vor allem in „Aufbewahren für alle Zeit“ äußern – eine neue Sakramentallehre der elementaren Bindungen der Menschen. Sie zeigt sich nicht zuletzt bei der Hervorhebung der alten Quellen der Lebenskraft: Brot und Wasser.

An Lew Kopelew denkend, bringt sich da unwillkürlich der Literaturwissenschaftler in Erinnerung, doch nicht nur der Wissenschaftler, sondern der kenntnisreiche Liebhaber der Literatur. Er war vertraut mit Geschichte und Literatur des eigenen Landes, doch nicht weniger vertraut war er mit den Werken deutscher Dichter und Schriftsteller, überhaupt: mit deutschem Geistesleben. Es charakterisiert diesen Mann, der nach den Schrecken des Krieges und nach überstandenen Straflagern

Goethe übersetzte und Anna Seghers, Biographien schrieb über Heine und Brecht und mit seinem Buch über „Faust“ ein Zeugnis der Aufklärung schuf, das, denkt man an Thomas Mann, einer Erkundung deutscher Wesensart gleichkommt.

*

Der Aufklärung verpflichtet, traf Lew Kopelew eine Entscheidung, die man nur mit Bewunderung und Bewegung zur Kenntnis nehmen kann, eine einzigartige Entscheidung. Er suchte Lager mit deutschen Kriegsgefangenen auf. Er hielt Vorträge. Zu ihnen, die unter Hunger und Heimweh litten, sprach er nicht über die Lehren des Marxismus, sondern über deutsche Kultur, über den unzerstörbaren Geist des Landes, das seinem eigenen Volk ein beispielloses Unglück gebracht hatte. Er sprach über Hölderlin, über Kant und Hegel, er rief den Erschöpften, den Besiegten, ins Gedächtnis, was sie einst besaßen und brachte ihnen im Elend des Lagerlebens die Werke von Dürer und Cranach nahe. Es darf wohl angenommen werden, daß es für viele seiner Zuhörer eine erste Begegnung mit deutschem Geist war, und ich stelle mir vor, wie sie auf die tiefen Kenntnisse des Vortragenden reagierten. Daß sich neben Erstaunen eine unwillkürliche Bewunderung zeigte, scheint mir gewiß, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß, wenn auch nur bei einigen, eine unerwartete Empfindlichkeit für das eigene Tun entstand. Die geltende Rechtsprechung erkannte in diesen Lehrstunden eine „Glorifizierung der bürgerlichen deutschen Kultur“. Wir können es anders auslegen; wir können darin eine Ethik des Verzeihens erkennen. Eine Bestätigung übrigens hörten wir von Heimkehrern, die nach langer Gefangenschaft in ihren Berichten oft genug die Mitmenschlichkeit des russischen Volkes erwähnten, seine Hilfsbereitschaft und auch sein Mitleid.

Lew Kopelew lebte für seine Überzeugung, daß zur Freiheit des Menschen die Freiheit des Wortes gehört. Wo immer es ihm möglich war, handelte er gegen die Willkür einer despotischen Macht. Er begründete eine Hoffnung auf den Frieden, indem er die Gegensätze zwischen Macht und Geist zu verringern trachtete. Er erhob seine Stimme für bedrängte Schriftsteller, er nannte die Namen der Verfemten, der Mißliebigen, von Bulgakow bis Pasternak, von Twardowski bis zur großen Dichterin Anna Achmatowa und wies darauf hin, was sie für die geistige Tradition Rußlands bedeuteten. Es war ein Russe – Puschkin –, der die Buchdruckerkunst eine neue Art der Artillerie nannte, und daran denkend wird man sogleich verstehen, warum Kopelew den Essay von Heinrich Böll übersetzt hat, „Die Sprache als Hort der Freiheit“, ein Bekenntnis, das in der Sowjetunion von Hand zu Hand ging – als Manuskript des Samisdat –, wie zu erfahren ist. Daß er allen Bedrängten in Kameradschaft verbunden blieb, konnte für ihn nicht folgenlos sein. Was er zunächst an sich selbst feststellte, er, der anfangs gläubige Kommunist, war ein langsam wachsender Skeptizismus und schließlich ein Glaubensabfall von dem Gott, der keiner war. Dieser Mann, der sich immer für ein Verbot der Verbote einsetzte, mußte in Konflikt geraten mit einer Macht, die den Schriftstellern ideologische Vorschriften machte. Er kam nach Deutschland, er wurde ausgebürgert, er entschloß sich, hier zu bleiben.

*

Unvergessen die Tage, die wir gemeinsam bei unserem deutschen Verleger verbrachten. Lew Kopelew kam nicht in die Fremde. Ähnlich wie Heinrich Heine in Paris von einem portativen Vaterland sprach, so sprach er, der Russe, von Deutschland als seiner Wahlheimat. Schon sehr früh, so erzählte er mir, sei Deutschland zur Heimat seiner Träume geworden, deutsche Dichtung, aber auch deutsche Philosophen haben immer zu seinem Leben gehört, was nicht ausschloß, daß die große, die

„heilige“ russische Literatur in seinem Herzen wohnte. Daß dies vereinbar ist, fand er von Goethe bestätigt: „Lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen wir aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander steht, ohne den Charakter des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe.“

Viele von uns haben mit Genugtuung erlebt, ja waren erfreut, daß sich hier die Türen für ihn öffneten. Er konnte das Wort nehmen, redend und schreibend. Und der Schriftsteller Lew Kopelew machte sich an die Arbeit; der Aufklärung verpflichtet und mit seinen Freunden um Hilfe für Menschen in mannigfaltiger Not werbend. Er, der soviel Leid an sich selbst erfahren hatte, erklärte dies zu seinem Wunschprogramm: das Leid anderer zu verringern. Die Belege seiner einzigartigen Handlungen – und Sartre sagte ja, schreiben heißt handeln – liegen vor, und es liegt an uns, uns mit ihnen vertraut zu machen und seine Botschaften anzunehmen, oder uns von ihrem Geist unterwandern zu lassen.

Man wendet sich einem Schriftsteller zu, indem man ihn liest – eine schlichte und dennoch unerläßliche Erfahrung, und was die Bücher des unentmutigten Autors Kopelew uns anbieten, enthält für jeden Leser manch Augen öffnende Wahrheit.

In „Tröste meine Trauer“ macht er uns bekannt mit wesentlichen Kapiteln seiner Autobiographie, unter anderem mit verbrachten Jahren in der sogenannten Scharaschka, dem Gefängnis für Wissenschaftler. In „Der Wind weht, wo er will“ plädiert er für Dichter, in denen er die Eigenschaft von Brückenbauern erkennt, eine Eigenschaft, die für ihn besteht, wenn ethische und ästhetische Weltauffassung zusammenfallen. In dem Band mit dem programmatischen Titel „Worte werden Brücken“ widmet er sich einem Problem, das für das Verhältnis der beiden Völker, Russen und Deutsche, von größter Bedeutung ist: Was wissen wir voneinander? Er macht sie namhaft, die Unkenntnisse, die Mißverständnisse, die Vorurteile, er gibt uns den stillschweigenden Ratschlag, wo und wes-

halb wir uns korrigieren sollten, wenn uns an einem gerechten Bild des Anderen gelegen ist. Vielleicht sollte dies Frage jedem Urteil vorausgehen: Was wissen wir zuverlässig übereinander? In Aufsätzen, in Interviews und Vorträgen, die dieser Band außerdem enthält, erweist er sich als Mittler zwischen den Kulturen, deren außerordentliche Kennerschaft mit Liebe einhergeht.

Als bewegend empfinde ich einige Texte in dem Band „Und dennoch hoffen“. Es sind Texte aus den Jahren des Exils in Deutschland, die Kopelew als Weltbürger und Patrioten zeigen.

Er kann die Mauer nicht übersehen, die er ein „absurdes Monstrum“ nennt, und als wir einmal an der innerdeutschen Grenze entlangfahren, sagte er angesichts der Volkspolizisten und der Hunde: „Dies ist für mich ein Augenblick der Scham, für mich, als einst gläubigen Kommunisten.“

*

Wie es möglich war, daß er nach zehnjährigem Exil wieder heimfahren konnte nach Rußland, erschien ihm wie ein Wunder, doch wie er mehr als einmal bekannte, bleibt einem Menschen mitunter nichts anderes übrig, als auf Wunder zu hoffen.

Ehren wir diesen Mann, der als Verteidiger von Toleranz und Humanität unermüdlich die Freiheit des Wortes forderte; nehmen wir seine Worte auf, mit denen er in mitleidloser Zeit um die verändernde Macht des Mitleids erinnerte. Bewahren wir, was er uns hinterlassen hat. Es gibt nur wenige seinesgleichen.

Siegfried Lenz, im März 2009